

**10 Jahre ConSol
Gala-Abend, 10. Juni 2010
Burgbachsaal Zug**

Ludwig Hasler

**«Und jeder macht sich
nützlich auf seine Weise.»**

10 JAHRE



ConSol

2000-2010

Ludwig Hasler

Und jeder macht sich nützlich auf seine Weise

„ConSol. Qualifizierte Arbeit für Menschen mit Erwerbsbehinderung.“ So lautet die Marke. Ich las sie – und dachte: Was gibt es da zu feiern? Kann man diese Menschen nicht einfach in Ruhe lassen – an der Sonne liegen, rauchen, am See sitzen, angeln, die Fische am Feuer braten, lachen, Bier trinken? So, wie die meisten von uns sich das wahre Leben vorstellen. Als süßes Nichtstun, den iPod im Ohr, das iPhone vor Augen, die Seele träumen lassen. Das Reich der Freiheit – im krassen Kontrast zum Reich der Notwendigkeit, worin wir zum Arbeiten verdammt sind.

Also: Was gibt es an zehn Jahren ConSol zu feiern? Muss man unbedingt noch die Menschen, die für unsere Turbo-Gesellschaft eher nicht geschaffen sind, in den Arbeitsprozess einspannen, beruflich eingliedern, sozusagen in die Galeere nötigen?

Ja, das muss sein. Über die Gründe will ich nun ein paar Überlegungen anstellen – unter dem Titel „Und jeder macht sich nützlich auf seine Weise“. Den Satz fand ich bei Voltaire, in seinem „Candide“, diesem wunderbar skurrilen Werk über den verschlungenen Weg fort von der Feudal-, hin zur Bürgergesellschaft. Die entscheidende Wegmarke dabei ist die Einsicht, dass einzig Arbeit die Werte schafft, die das Überleben und Wohllieben sichern. Ihre Macht erobern die Bürger mit dem Ruf „Wir schaffen hier schliesslich den Reichtum, wir sind keine parasitären Landadeligen“. Der Adel arbeitete bekanntlich nicht, er war komplett unproduktiv, pochte auf seine höhere Geburt und liess sich aushalten.

Der Bürger rechtfertigt sich durch das, was er tut. Adelige sind, was sie sind. Bürger sind, was sie leisten. In diesem Kontext fällt der Satz „Und jeder macht sich nützlich auf seine Weise“: der Handwerker, der Kaufmann, die Wirtin, der Fuhrmann, die Schneiderin usw. Dieses wechselseitig Nützlichmachen macht alle irgendwie gleich, alle sind auf alle angewiesen, also sind alle auch gleich berechtigt – nur nicht die adeligen Nichtstuer, die zu nichts nütze sind, ausser zum Prassen und Kriegen. So wird Arbeit, das sich Nützlichmachen, der Kitt der bürgerlichen Gesellschaft. Arbeit gibt jedem die Sicherheit, seinen Platz und seine Funktion in der Gesellschaft zu haben. Keiner ist überflüssig, Almosen hat im Normalfall keine Berechtigung. Arbeit stiftet Gesellschaft, Arbeit hält sie zusammen. Arbeit begründet Anrechte. Wenn aber Arbeit unsere Anrechte begründet: Müsste es dann nicht so etwas wie ein Recht auf Arbeit geben? Und eine Pflicht zu ihr?

Zumal – anthropologisch betrachtet – die Sache noch krasser aussieht: Arbeit unterscheidet uns vom Tier. Wohl rackern sich auch Amsel, Fink und Star ab, gerade jetzt, da sie brüten. Aber sie stellen nichts her, keine zauberhafte Vase aus Altglas, kein nobles Couvert aus geschöpftem Altpapier. Sie bauen ihre Nester, unterschiedlich kunstvoll, jedenfalls wie vor 100 Jahren; sie richten sich in der Natur ein, sie verwandeln sie nicht. Wir schon, nicht immer zur Freude der Natur. Wir können nicht anders, wir sind, von Natur, Schwächlinge, wir überleben nur, wenn wir uns eine eigene Welt schaffen (mit wetterfesten Häusern, Thermo-Unterwäsche, Pharma-Business plus Psychotherapie).

Wir kamen auch mal ohne Arbeit aus. Im Paradies. Nackt, sündenfrei, arbeitslos. Durch Fruchtehaine streifend. Dolce far niente. Reines Schlaraffenland. Warum ist Schluss damit? Weil Eva in den Apfel biss, den ihr die Schlange alias Teufel hinhielt. Warum biss Eva an? Aus Fresssucht? Gesundheitswahn? Nein, Eva hatte das paradiesische Einerlei gründlich satt, sie

wusste diffus: Ich muss da raus oder ich veröde. Darauf hatte der Teufel gewartet: Beiss hinein – und du wirst dich nie mehr langweilen, du wirst schlau, leidenschaftlich, frei! Hat funktioniert. War eine Sünde wert.

Keine Sünde ohne Strafe. Im Schweisse deines Angesichtes sollen wir fortan unser Brot essen. Erst noch mit dem biblischen Marschbefehl „Macht euch die Erde untertan!“ Mit der Vertreibung aus dem Paradies beginnt die Rackerei. Seither schufteten, malochen wir und spüren am eigenen Leib: Arbeit bedeutet Plackerei, Mühsal, Qual. Arbeit knechtet, schon im Wortsinne, etymologisch soll „Arbeit“ vom germanischen „Knecht („arba“) stammen. Arbeit ist knechtisch, Freiheit herrisch. So sahen es nicht nur die alten Griechen; für sie lebte menschenwürdig, wer begütert war, also nicht zur Lohnarbeit verdammt, frei für luxuriöse Tätigkeiten wie Philosophie, Wissenschaft, Kunst. So sehen wir es noch heute gern. Die Pensionierung als goldenes Zeitalter: nichts mehr müssen, alles dürfen, wann und wie es beliebt, Rasenmähen, Grillieren, Reisen, Fernsehen, komplett selbstbestimmt, alles nach eigenem Gusto, im eigenen Auftrag, das freie Leben jenseits von Büroknenschaft, Chef und Wecker am Morgen.

Ist sie dann da, die grosse Freiheit, schlimmstenfalls schon zwischendurch, als Arbeitslosigkeit, nimmt Arbeit rasch einen andern Klang an, tönt mehr nach Segen als nach Fluch. Wer nichts zu tun hat, merkt, wie gut es dem Menschen tut, etwas zu tun zu haben. Nicht bloss, um beschäftigt zu sein, auf keine dummen Gedanken zu kommen. Arbeit reicht in den Kern humaner Existenz. Der Mensch ist keine Blume, anders als die Rose genügt er sich nie selbst, er blüht nie so eindeutig schön, er ist prinzipiell unruhig, als leibhafter Zwiespalt angeliefert, lebenslang ein Kampfplatz zwischen Natur und Geist, zwischen Trieb und Vernunft, nie kann er einfach da sein, um da zu sein. Er möchte das gern, doch kaum erreicht er mal diese quasi vegetative Blumenhaftigkeit, will er

schleunigst wieder weg von ihr, will Mensch werden, auch wenn das ein Krampf ist: „Der Mensch ist nicht, er hat zu sein“, sagt Martin Heidegger. Anders auch als das Tier hat er stets etwas vor, er plant seine Zukunft, seine Gegenwart ist durchzogen, halbbatzig, stimmt ihn zu oft miesepetrig. Wie kommt er in eine bessere Zukunft? Durch Arbeit. Arbeit ist Auflehnung gegen diese Gegenwart: die Natur zähmen, sich selber kultivieren. Das Leben angenehmer, reicher, leichter machen. Da sind wir schon weit, mit intelligenten Kühlschränken, E-Autos, Botox. Merkwürdiger sind wir dummerweise trotzdem nicht, also müssen wir noch mehr arbeiten. Erstens damit wir uns alle die Segnungen der Technik leisten können (iPhone, iPad). Zweitens damit vielleicht in Erfüllung geht, wovon wir träumen (Krebs „besiegen“, mit 100 gesund sterben). Bis dahin arbeiten wir, weil wir 15 000 Franken brauchen, um einen neuen Riemenparkett in die Wohnung legen zu lassen. Der neue Boden, denken wir, wird unser Leben verwandeln, wir werden happy sein. Erfahrungsgemäss eher nicht, doch die Vorstellung beflügelt und diszipliniert uns, macht uns fleissig, tüchtig, arbeitsam.

Tönt verdächtig nach Sisyphus. Stein hinauf, herab, hinauf. Oben auf dem Gipfel des Glücks kommen wir nie an. Trotzdem lautet - bei Albert Camus, „Der Mythos von Sisyphos“ – der letzte Satz: „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Glücklich ist der Mensch, wenn er sich ums Glück müht, nicht wenn er es hat. Ergo: Es ist die Arbeit, die den Menschen menschlich macht. Sie mag uns noch so sisyphusartig erscheinen – laborando erfahren wir zweierlei, das unser Leben bereichert wie nichts anderes: zunächst einen Sinn, der über uns hinaus weist, sodann eine wundersame Steigerung unserer eigenen Kräfte.

Zunächst der Sinn, der über uns hinaus weist. Kennen Sie die hübsche Legende von den drei mittelalterlichen Steinhauern? Jeder wird gefragt, was er hier tue.

Der erste: Ich haue Steine. Der zweite: Ich verdiene hier mein Geld. Der dritte aber: Ich baue mit an der wunderbaren neuen Kathedrale unserer Stadt. Warum arbeitet der dritte Steinmetz am besten, am glücklichsten? Weil er nicht nur sein eigenes mickriges Glück bedient, sondern sich für etwas abarbeitet, das der Stadt einen Glanz verleiht, den Bewohnern eine Freude schenkt, einen prachtvollen Ausblick, an dem sie ihr Leben orientieren können. Der Steinmetz ist eine kleine Nummer, doch das grandiose Werk, an das er seine Kraft, sein Können beisteuert, wirkt auf ihn zurück, es macht ihn reich, gibt seinem zufälligen Leben einen verbindlichen Wert, den es aus sich selber nie gewinnen könnte.

Wir bauen keine Kathedrale mehr. Was sie symbolisiert, den Sinnüberschuss, finden wir auch in der prosaischen Arbeitswelt. Ob wir Kinder unterrichten, Strassen bauen, Patisserie verkaufen – wir tun es nicht bloss für uns, sondern für die Bildung, die Mobilität, das Vergnügen vieler und gewinnen so eine Bedeutung, die über das individuelle Selbstsein hinausgreift. Siehe ConSol. Produktionsstrasse Glasvase, handgeschöpftes Briefpapier: In beiden Fällen ist die einzelne Verrichtung – etwa Altflaschen schneiden, Papier schreddern – nicht überwältigend attraktiv, aber sie muss akkurat gemacht werden, weil sonst das Produkt – kunstvolle Vase, erlesenes Couvert – nicht glänzt, also nicht begehrt, gekauft wird. Jede dieser Arbeiten ist unverzichtbar – und jede adelt den Arbeiter, die Arbeiterin, erfüllt sie mit dem Bewusstsein der Unentbehrlichkeit, erlöst sie aus dem traurigen Gefühl des ungebrauchten Alleinseins.

Sodann, sagte ich, steigert Arbeit unsere eigenen Kräfte. Ich hatte kürzlich drei Bodenleger im Haus, junge Handwerker, Secondos, kräftig, vif, man kann sie sich in der Disco bestens vorstellen. Gab es ein Problem mit dem neuen Parkett, diskutierten sie mit einer Ernsthaftigkeit, die ich von Akademikern nicht kenne.

Und wie sie sich freuten – an der hellen Eiche, an perfekten Fugen. Unverkennbarer Berufsstolz, Freude am Werk, Schöpferfreude. Dank ihrem Können sind sie Jemand. Unentbehrlich. Böden müssen immer verlegt werden. Die Arbeit stiftet ihr Selbstbewusstsein. Das reicht weit über das Bodenlegen hinaus: Wer sorgfältig den Boden legt, wird selber sorgfältig, schärft sein Augenmass, er gewinnt gar eine Zärtlichkeit zu den Dingen. Davon profitiert am Ende noch die Freundin.

Das heisst: Arbeitend bilden wir das Werk. Das Werk aber bildet zugleich uns, unsere Haltungen, Einstellungen, Aufmerksamkeiten, Interessen. Die Bibel hat recht: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Nicht an ihren Absichten, Meinungen. An ihren Werken. Der Mensch wird Mensch, wo er am Werk ist. Nicht, wenn er bloss was denkt oder weiss, das ist gratis. Erst das Werk fordert ihn, fördert seine schlummernden Kräfte. Arbeit ist Menschenbildung. Also muss man den Menschen werken lassen.

Das ist heute leichter gesagt als getan. Die Arbeitswelt nimmt Züge an, die es da und dort zynisch erscheinen lassen, wenn ich Arbeit als grosse Menschenbildnerin sehe. Die drei Bodenleger erzählten mir vom Zeitdruck, der heute auf dem Bau herrsche, von Bedingungen, die Berufsstolz und Werkfreude ruinieren können. Das Diktat von Tempo und Effizienz erhöht den Konkurrenzdruck. Jeder schaut für sich, wie er einigermaßen über die Runden kommt. Typisch dafür ist der Witz, den Akio Morita, der Präsident von Sony, gern erzählte: Zwei Manager stehen in der Savanne plötzlich einem Löwen gegenüber. Sie haben einen Wunsch frei, um sich aus der misslichen Lage zu befreien. Einer der beiden sagt wie aus der Pistole geschossen: „Ich wünsch` mir ein paar Jogging-Schuhe.“ „Aber auch mit Laufschuhen“, sagt die gute Fee, „sind Sie nicht schneller als der Löwe.“ „Nein“, antwortet der Geschäftsmann, „aber schneller als mein Kollege.“

Die Moral davon: Man muss schneller sein als der andere. Das ist der Schlüssel zum Erfolg, das Rezept des Wettbewerbs. Gute Arbeit leisten? Klar, bringt aber wenig, wenn wir nicht schneller sind als der Konkurrent. So wird heute alles dringlich und eilig, wir sputen und hetzen uns, um bloss keine Gelegenheit zu verpassen. Indem sich jeder beeilt, schneller zu sein, verpasst auch jeder den Anschluss, weil wir mit Blick auf irgendjemand anderen stets zu spät kommen. Auf diese Weise kommen wir zu keinem Ende, zu keiner Befriedigung wie im Mittelalter die Kathedralenbauer. Alles wird kurzlebig, schnellreif, verderblich wie Früchte und Gemüse, es ist ja nicht für die Ewigkeit, nur für das Halbjahresergebnis, nächstes Jahr schon kann alles wieder anders sein, das Produkt, die Arbeit, der Job.

Unter solchen Turbo-Bedingungen verschärft sich der Widerspruch zwischen Fluch und Segen der Arbeit – gerade dann, wenn die Arbeit selber interessanter wird als früher. Ungleich mehr als einst ist der Arbeiter als Mensch gefragt, nicht nur mit seinem Können, auch mit seinen kreativen Kräften, initiativ, innovativ. Damit verwischt die Grenze zwischen beruflicher und privater Existenz. Im Job ist der ganze Mensch gefordert – und Merkmale der Arbeitsmentalität sickern ins Freizeitleben. Schuften im Fitness-Studio, Netzwerken, Beziehungsarbeit.

Die Bewertung der Arbeit hat sich unmerklich verändert: mehr Privileg als Fluch. In periodischen Wirtschaftskrisen wächst die Arbeitslosigkeit, Lohnarbeit wird zum knappen Gut, und was knapp ist, steigt in der Achtung. Arbeit wird zum Imagefaktor, es ist chic, einen Job zu haben, dafür sind wir gerne auch ständig erreichbar. Weil Arbeit sozial attraktiv ist, schwindet der Widerstand dagegen, dass Arbeit immer grössere Teile der Freizeit aufsaugt: Einst gönnte man sich den Mittagsschlaf, heute trifft man sich zum Businesslunch. Früher

tobte man sich im Sport aus, heute geht man auf den Golfplatz, vor allem um Networking zu betreiben. Es muss alles etwas hergeben, einen Zweck erfüllen. Der „Feierabend“ ist aus unserem Wortschatz praktisch gestrichen; man darf ja nichts verpassen, kein Fussballspiel, keine Tagesschau, kein „Wetten, dass...“, keine neueste Entwicklung im Fall Jörg Kachelmann; wer dazu gehören will, muss auf dem Laufenden sein, sonst lässt ihn die Informationsgesellschaft links liegen.

Das Leben, ein Arbeitsplatz: dranbleiben, schneller pffiffiger, dreister sein. Für einen bestimmten Menschenschlag ist das aufregend – auch wenn der Burnout droht oder (häufiger) das Hirn zum nervösen Flipperautomaten wird. Für einen andern Menschenschlag ist es die totale Überforderung: für minder Begabte, seelisch wie körperlich Langsame. Sie fühlen sich überfahren, abgehängt, ausgemustert.

Da ist, sagt man, Solidarität gefragt. Als Haltung ergibt sich Solidarität aus der einfachen Denkooperation: Standpunkt und Lage der andern mit zu bedenken. Als Begriff kursiert Solidarität reichlich ausgefranst. Historisch bildete sich Solidarität in der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts aus. Anders als Wohltätigkeit, die von oben nach unten läuft, vom Patron zum Arbeiter, verstand man Solidarität horizontal: als Einstehen für andere in der selben Lage. Solidarisch verhielt sich eine Belegschaft, die es nicht hinnahm, dass der Patron die Streikführer entliess. Heute fordert man die Solidarität der Winner mit den Loosern. Falls die nicht komplett illusorisch sein soll, müssen wir zwei unzimperliche Spielregeln definieren: 1. Opferrolle abstreifen. 2. Alle auf die Bühne.

1. Opferrolle abstreifen. Gerecht geht es vielleicht im Himmel zu, auf Erden nirgendwo, nicht in der Natur, nicht in der Liebe. Überall gibt es Winner und

Looser – meist ohne dass die Verlierer sich gleich als Opfer beklagen. Von „Opfer“ kann nur reden, wer an eine übergeordnete Instanz der Gerechtigkeit glaubt, an die er seinen Anspruch auf Entschädigung richten darf. Opfer-Mentalität wirkt doppelt prekär auf Solidarität. Sie nervt die Gewinner; die haben irgendwann die Nase voll von permanenter Opferhilfe. Und sie lähmt die Verlierer; die versinken in der eigenen Misere. Opfermentalität immunisiert das Opfer gegen Selbstverantwortung. Weil es an seinem Scheitern ja nie selber schuld ist, sondern eine anonyme Täterschaft (die Wirtschaft, die Gesellschaft). Das Opfer nimmt sein Versagen nicht als Niederlage, sondern als Kränkung – und adressiert seine Kompensationsansprüche an den Sozialstaat.

Nicht unverständlich, doch kontraproduktiv. Es ist bitter genug, zu den Verlierern zu gehören; zumal manche wenig dafür können (Pech, mangelnde Begabung, miserable Sozialisationskonditionen). Dennoch: Die Opferhaltung gibt ihnen den Rest. Sie verharren in ihrer Verletztheit, und machen sich dadurch selber resistent gegen Veränderung. Opferkulturen hatten immer die Tendenz, den Status des Opfers zu verewigen. Das Opfer wird etwas quasi Sakrales. Kurz und übel: Unter der Opfer-Ideologie verdampft Solidarität vollends.

2. Alle auf die Bühne! Susan Sontag, kein Unmensch, sagt es so: „Ich habe nichts übrig für Leute, die sich nicht schützen können, nicht für sich eintreten. Mein Denken = King Kong. Reisst andere in Stücke. Ich halte es die meiste Zeit unter Verschluss – und kaue Nägel.“ Diese Einstellung halte ich für normal. Evolutionsbiologisch programmiert. Das Programm enthält auch solidarische Reflexe, gewiss. Unglücklichen helfen, das liegt schon in unserer Natur. Und zur Natur hinzu dürfen wir durchaus noch ein Stück Kultur und Zivilisiertheit erwarten. Aber das gilt für das Unglücklichsein als Ausnahme. Fürs Unglücklichsein als Lebensrolle, für Leute, die nicht für sich eintreten, hat

weder Natur noch Zivilisation viel Verständnis. Oder, wie bei Susan Sontag, nur Nägel kauend, also insgeheim aggressiv.

Daher mein zweiter Vorschlag: Alle auf die Bühne. Ich denke die Gesellschaft gern als Theater, als Welttheater. Mit dem Vorteil, dass ich mich sogleich für die Heterogenität der Leute interessiere, mich sogar für die engagiere, die ich gar nicht sonderlich mag – schlicht darum, weil erst die Buntscheckigkeit des Personals das Drama reich macht, spannend, ernst und amüsant. Ein Leben nur unter seinesgleichen wird öd, jedenfalls kein Drama. Mit sich allein, sagt Pascal, ist der Mensch stets in schlechter Gesellschaft. Gilt auch für Schichten, Klassen, Cliques. Also müssen wir, aus Interesse am Lebensdrama, die Gegensätze nicht nur mögen, wir müssen ihnen auch eine Chance geben. Ergo: Alle auf die Bühne! Sozialfälle werden nicht hinter den Kulissen versorgt. Alle treten auf, alle spielen mit, alle treten für sich ein – und bereichern das Stück. Die Würde des Menschen hängt nicht an der Art seiner Rolle im gemeinsamen Theater. Wohl aber daran, dass er überhaupt eine Rolle spielt.

Dafür gibt es eine Bedingung: Auf der Bühne muss Platz sein für unterschiedliche Geschwindigkeiten. ConSol schafft diesen Platz. Das gibt es heute zu feiern.

consol.doc

lhasler@duebinet.ch